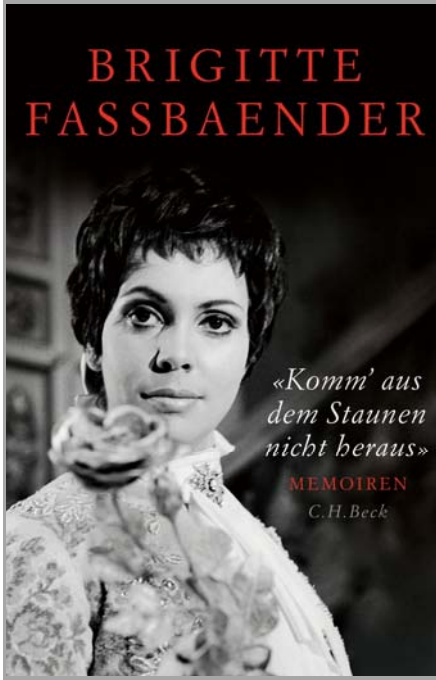


Unverkäufliche Leseprobe



Brigitte Fassbaender
„Komm' aus dem Staunen nicht heraus“
Memoiren

2019. 381 S., mit 49 Abbildungen
ISBN 978-3-406-74115-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/27777185>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Brigitte Fassbaender

*«Komm' aus dem Staunen
nicht heraus»*

MEMOIREN



C.H.Beck

Mit 49 Abbildungen

Vorderer Vorsatz (von links oben): Als Eboli, Carmen, Marina, Fricka,
Gräfin Geschwitz, Marie, Sesto, Dorabella, Orfeo, Amme

Hinterer Vorsatz (von links oben): Als Gräfin Geschwitz, Amneris, Octavian,
Orlofsky, Clarissa, Waltraute, privat, als Hänsel, Charlotte, Eboli

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

www.chbeck.de

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 74115 9



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Daß wir sie überschätzen, dazu ward
die Vergangenheit unserem Gedächtnis einverleibt.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Siehe, ich lebe. Woraus? Weder Kindheit
noch Zukunft werden weniger ...
Überzähliges Dasein entspringt mir im Herzen.

RAINER MARIA RILKE

*Für J. S.
und alle Freunde und Wegbegleiter,
die nicht namentlich genannt sind,
die aber mein Leben mit ihrem Verständnis
und ihrer Treue bereichern*

Inhalt

Zu Beginn 11

1

Herkunft 13

Der Vater 13

Die Mutter 20

Die Anders-Schwestern 25

2

Eine Kindheit in Kriegs- und Nachkriegszeit 30

Als ich geboren wurde 30

Dresden 35

Russenzeit 39

Die Schulzeit beginnt 43

Zwischenspiel am Meer 49

3

Jugendjahre 50

Hannover 50

Die Gefangenschaft des Großvaters 53

Wieder in Berlin 55

Aufbruch 60

4

Studienzeit und Anfänge in München 64

- Nürnberg 64
- Anfang in München 70
- Abschweifung 71
- Typen und Prägungen 75
- Erste Partien 77
- Privates 82

5

Von München in die Welt 86

- Ensembleleben und erste Reisen 86
- Die neue Ära in München 92
- Hundesuppe in Mailand 97
- Krankheit und Tod 101
- Abschweifung 108

6

«O Wandern, Wandern, meine Lust» 110

- Plateauwanderung 110
- Wien 111
- Veränderung und Orientierung 114
- Sawallisch & Co. 117
- Die Italiener 118
- Im Aufnahmestudio 121
- Und immer wieder: Lieder 125
- Meine «Winterreise» 126
- Liebesbrief an F. S. 128
- Abschweifung 131

7

Übergänge 133

- Eine zu frühe Verpflichtung 133
- Anbahnungen 135
- Zwischenbemerkung: Mein «Rosenkavalier» 137
- Regisseure 141
- Dirigenten 146

Ausflug nach Prag 151
Anekdoten 153
Die ständigen Begleiter 158
Der Bahnhof 164
Kollegen 166

8

Vom Glück der logischen Schritte 172

Abschied und Neubeginn 172
Intendanz 176
Shakespeare und andere Abenteuer 187
Meine Festivals 192

9

Menschenreichtum 196

Ein paar Legenden und ein paar Freunde 196
Erlebnisse 203
Was noch gesagt sein muss 206
Stille Kompagnons 207
Eine Art Fazit 208
Zu guter Letzt 212



*Seitenwechsel:
Ein Theatertagebuch* 217

«A Midsummer Night's Dream»: Man sieht den Wald
vor lauter Träumen nicht ... 218
Tagebuch: September 1991 – Oktober 1993 219
Israel 307
Nachspiele 310



<i>Regiegedanken</i>	315
«Die Zauberflöte»	318
«Tristan und Isolde»	320
«Carmen»	322
«Fidelio»	323
«Die Frau ohne Schatten»	325
«Peter Grimes»	328
«Salome»	329
«Der Freischütz»	332
«Pelléas und Mélisande»	335
«The Turn of the Screw»	338
«Die Trojaner»	341
«Arabella»	346
«Falstaff»	349



<i>Anhang</i>	353
Dank	355
Zeittafel	356
Auszeichnungen (Auswahl)	360
Tonträger (Auswahl)	361
Übersetzungen und Musical-Libretti	368
Inszenierungen	369
Bildnachweis	372
Personenregister	374



Zu Beginn

Eigentlich wollte ich mit 44 sterben. So hatte ich es mir jedenfalls als Schulmädchen vorgenommen. Genauso wie mein geliebter Christian Morgenstern, dessen Lyrik ich damals verschlang und dessen Leben mich so beeindruckte. Es ist anders gekommen – ich lebe immer noch und habe das erreicht, was man «Alter» nennt. Die großen halbrunden und runden Geburtstage häufen sich. Ich soll ein Buch über mein Leben schreiben, so werde ich gebeten, ermuntert und aufgefordert. Man fürchtet ein Verstummen, ein Gehen, ohne die Zeitzeugenschaft meines Lebens hinterlassen zu wissen.

Man bietet mir Hilfestellung und Ghostwriting an – ich will es nicht. Wenn schon, denn schon. Das Wort war mir immer nah und das Schreiben eine vielgeübte Tätigkeit, die in vielfältiger Form mein Leben begleitete und ihren Niederschlag fand. Artikel, Begleittexte, Vorworte, skurrile Kurzgeschichten, Gedichte sind hie und da entstanden, manches wurde sogar in diversen Druckwerken veröffentlicht. Aber ein Buch? Ein richtiges Buch? Im Schreiben war ich bislang Kurzstreckenläuferin. Für einen Menschen voller Skrupel und Selbstzweifel ist es schwer vorstellbar, dass aus seinem Leben ein Buch werden sollte, das andere interessieren könnte. Doch an Erlebnissen und Begegnungen ist dieses Leben reich – und es begann zu einer Zeit, die mich zur «Zeitzeugin» macht, deren Wachsen und Werden offensichtlich interessant genug erscheint, um festgehalten zu werden.

Also unternehme ich den Versuch, tatsächlich ein Buch zu verfassen, bevor es zu spät sein könnte. Bei dem Wort «Versuch» fühle ich mich einigermmaßen geborgen. Denn Versuch ist und bleibt alles, was ich beginne, solange ich fähig sein werde, mein Leben eigenständig zu gestalten. Versuch war und ist jede künstlerische Äußerung; Versuch war, Kreativität zu leben und zu bewältigen. Ein ununterbro-

chener Vorgang. Ich stürze mich hinein in das Abenteuer meiner «Memoiren» und nehme die Herausforderung an, nicht ohne wieder einmal bei Shakespeare das Wort zu finden, das mir Hilfe und Entschuldigung ist: «Mir ist Geschehenes abgetan. Oh Zeit! Du selbst entwirre dies, nicht ich: Ein zu verschlungener Knoten ist's für mich.»

B. F. im Februar 2018

1

Herkunft

Der Vater

Mein Vater sprach nicht gern und nur selten über seine Familie. Was ich von ihm über sie weiß, ist bruchstückhaft und vage. Den bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgten Stammbaum der Familie habe ich nach dem Tod meines Vaters in seinen Unterlagen gefunden. Die Auszüge aus Kirchenbüchern und Registern hat er wohl zusammengetragen, als es in Deutschland nötig war, den «Ariernachweis» zu erbringen.

Viele der Vorfahren stammten aus Aachen und Umgebung. Der Ururgroßvater, Johann Heinrich Josephus Fassbaender, war Küster, Organist und Nadelmacher, so steht es in den alten Registerauszügen von 1798. Mit seiner Frau Anna Katharina Sibylla Schürfeld hatte er zwei Söhne. Der Erstgeborene, Karl Wilhelm, war Lehrer, heiratete zweimal und hatte acht Kinder. Der Zweitgeborene, Adolf Johann Ludwig, war Bäcker und zeugte mit seiner Frau, der Niederländerin Maria Theresia Printz, sechs Söhne, von denen der vierte, Albert Johann, mein Großvater und der Vater meines Vaters werden sollte. Geboren 1861, wurde Albert Johann Schreiner und heiratete Elisabeth Brodmühler, deren Vater ebenfalls Schreiner war – ein Beruf, der in der weitverzweigten, immer wieder in die Niederlande reichenden Ahnenreihe häufig vorkommt. So ist mir klar, woher meine Neigung zu Bäumen, zu Holz, zum Schreinern und Handwerken stammt. Es gab unter meinen Vorfahren auch einen Hufschmied, einen Gastwirt, zahlreiche Bürgermeister und Schöffen, nur weit und breit keinen Musiker oder Künstler, bis auf den orgelspielenden Küster, meinen Ururgroßvater.

Mein Großvater Albert Johann, der Aachener Schreiner und Holzhändler, starb sehr früh, als mein 1897 geborener Vater, Wilhelm Josef



Albert Fassbaender,
der Großvater väterlicherseits



Elisabeth Fassbaender, geb. Brodmüh-
ler, die Großmutter väterlicherseits

Maria, zwei Jahre alt war. Dieser wuchs nun in der Obhut seiner streng katholischen, einfachen Mutter Elisabeth auf, die eine schöne Frau gewesen sein muss. Er hatte zwei ältere Brüder und eine Schwester mit Namen Philomene. Zu seinen Brüdern brach er jedoch als junger Mann jeglichen Kontakt ab – ich habe sie nie gesehen. Sie hatten ihn beim Tod der Mutter um das Erbe betrogen, wie er sagte. Zu Philomene hingegen, die ein Leben lang in der Geburtsstadt Aachen lebte, bestand eine lose Verbindung. Ich lernte sie kennen, als sie meinen Vater einige Jahre vor seinem Tod noch einmal besuchte: eine kleine, dickliche Person, eine Miniaturausgabe meines Vaters, still und verschlossen. Man schwieg miteinander.

Die Mutter, die von den Geschwistern heftig geliebt wurde, war Ende der Zwanzigerjahre gestorben. Mein Vater bewahrte ihr zeit-
lebens eine zärtliche Erinnerung. Er hütete ihren Rosenkranz in einem kleinen Etui, das er immer bei sich trug und küsste, wenn er es aufnahm oder ablegte. In seiner Hinterlassenschaft habe ich einen Brief von ihr an den karrieremachenden Sohn gefunden, mit Bleistift geschrieben, in schütterer Rechtschreibung, in dem sie ihn zu Anstand und Ordnung und zum sonntäglichen Kirchgang mahnt.

Schon früh wurde mein Vater in den Aachener Domchor aufgenommen, in dem er zum Sopransolisten heranwuchs. Von dieser Zeit erzählte er später viel – von den Konzertreisen ins benachbarte Ausland, nach Belgien, wo er auch ins Gymnasium ging, und in die Niederlande, wo die Großmutter eine Tulpenfarm hatte. Und vom Besteigen des steinernen Throns Karls des Großen im Dom, das natürlich streng verboten war, was aber die Chorbuben überhaupt nicht kümmerte. Mein Vater war ein wildes, ungebärdiges Kind und hatte daher seinen Spitznamen «der wilde Dumgrof»: So wurden im Aachener Dialekt die Raubritter genannt. Sein Lehrer, der Chordirektor Felix Knubben, förderte den talentierten Chorbuben und riet zum Gesangsstudium.

Nach dem Stimmbruch entwickelte sich die Stimme zu einem prachtvollen Bariton. Nun wurde Wilhelm Josef Maria zielstrebig zum Musiker ausgebildet. Nebenbei lernte er das Handwerk des Restaurators und Glasers. Er malte, stand einem Chor als Chorleiter vor, wollte Dirigent werden und komponierte. Einige Lieder in Brahms'scher Manier haben sich erhalten, ein Walzer für Klavier ist schwungvoll und lässt einiges Talent erkennen. Aber die stimmliche Begabung brach sich unaufhaltsam Bahn, und so studierte mein Vater ernsthaft Gesang, zunächst in der Domchorschule, dann betreut von Künstlern der Aachener Oper, wo er denn auch sein erstes Engagement erhielt. Dankbar und respektvoll erinnerte er sich des damaligen Generalmusikdirektors Peter Raabe und des Dirigenten Fritz Busch, die ihn maßgeblich förderten. Raabes Nachfolger wurde ein junger, hochbegabter Dirigent namens Herbert von Karajan. Er und mein Vater wetteiferten, wer der am besten angezogene, extravaganteste Jungstar der Aachener Oper war. Karajan erzählte es mir lachend, als auch ich – über fünfzig Jahre später – mit ihm zusammenarbeitete. Mein armer Vater aber stolperte als Heerrufer im «Lohengrin» bei einem seiner ersten Auftritte im heimatlichen Stadttheater über seine Kostümschleppe und schlug der Länge nach hin. Ein für ihn unvergessliches Ereignis.

Nach zwei Anfängerjahren in Aachen und seiner noch von der Mutter absegneten Heirat mit der Jugendliebe Mathilde wurde mein Vater an die Kroll-Oper in Berlin engagiert, deren Ensemble er unter dem Dirigenten Leo Blech bis zur Schließung der Oper ange-

hörte. Nach dem Vorsingen soll Leo Blech notiert haben: «Bildschöne Stimme, aber etwas militärisch ...» Was immer er damit gemeint haben mag – Soldat war mein Vater natürlich auch gewesen. Als Achtzehnjähriger eingezogen, war er im Ersten Weltkrieg Meldegänger und wurde sogar mit einer Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Die Erfahrungen dieses Krieges aber machten aus ihm einen überzeugten Pazifisten.

In Berlin vervollkommnete er sein Gesangstudium bei den berühmten Gesangslehrern Paul Bruns und Jacques Stückgold, denen er seine sichere und souveräne Technik verdankte. Paul Bruns war es auch, der endgültig entschied: «Das ist ein Bariton!» Damit waren alle etwaigen Tenorträume ausgeträumt.

1924 schloss die Kroll-Oper ihre Pforten, und mein Vater zog weiter, ins nächste Engagement nach Düsseldorf. Dort blieb er drei Jahre und ging danach an die Stuttgarter Oper, die damals noch Landestheater war. Inzwischen war sein Sohn Rolf in Aachen geboren worden, und seine Frau Mathilde folgte nun meinem Vater nach Stuttgart. Im dortigen Ensemble gab es einen Sänger namens Wilhelm Fassbinder, was zu ständiger Verwechslung, besonders zur Vertauschung der Post führte. So entstand schließlich aus dem Spitznamen der Jugendzeit der Künstlername «Domgraf», der dem Fassbaender vorangestellt wurde. Aus Wilhelm Josef Maria Fassbaender wurde Willi Domgraf-Fassbaender.

Von Stuttgart aus gastierte mein Vater an der Berliner Staatsoper, an der er auch einen Gastvertrag erhielt. Dort arbeitete er wieder mit Leo Blech zusammen, dazu mit Otto Klemperer, Erich Kleiber und allen großen Dirigenten der damaligen Zeit. 1930 bekam er einen Festvertrag als erster lyrischer Bariton und war von nun an Ensemblemitglied der Berliner Staatsoper. Gleichzeitig hatte er ständige Gastverträge mit den Staatsopern München und Wien. Clemens Krauss, der damals Musikdirektor der Wiener Oper war, schätzte ihn sehr und setzte ihn bald im italienischen Fach ein.

In die erste Zeit an der Berliner Staatsoper muss auch die Begegnung meines Vaters mit Max Reinhardt, dem legendären Regisseur, gefallen sein. Reinhardt hatte ihn auf der Bühne gesehen und engagierte ihn für die Titelrolle seiner Produktion «Der Studentenprinz», der Musicaloperette von Sigmund Romberg. Mit Stolz erfüllte meinen

Vater Reinhardts Lob am Ende der Zusammenarbeit: «Fassbaender, Sie sind ja ein Schauspieler!», wobei mein Vater ihn treffend nachzumachen wusste, mit der in der Wange rotierenden Zunge. Das sei für ihn der «Pour le Mérite» gewesen, pflegte mein Vater zu sagen.

Von da an war er der singende Schauspieler, der auch in einigen Filmen mitwirkte, die, heute betrachtet, ziemlich unerträglich sind. Immerhin aber ist damals, 1932, auch der erste deutsche Opernfilm entstanden, Smetanas «Verkaufte Braut» in der Regie von Max Ophüls, mit meinem Vater in der arg zusammengestrichenen Tenorpartie des Hans, der er problemlos gewachsen war. Jarmila Nowotná, eine von meinem Vater mehr als verehrte Sängerin, sang die Marie, und auch Karl Valentin und Liesl Karlstadt waren mit von der Partie. Der Film hat sich bis heute seinen Charme bewahrt und zeigt eine für damalige Verhältnisse sehr moderne Kameraführung. In einem anderen Filmprojekt verkörperte mein Vater den Komponisten Carl Maria von Weber. Allerdings ist einzig die Szene, in der Weber, sich selbst am Klavier begleitend, die Arie des Max aus seinem «Freischütz» zum Besten gibt, sehens- und hörenswert. Sie meisterte mein Vater aufgrund seiner mühelosen Höhe mit Bravour. Von den musikalischen Unterhaltungsfilmen, in denen er mitspielte, sind «Theodor Körner» und «Der glückliche Herr Fünf» zwei Titel, die mir noch einfallen.

Inzwischen war mein von Damen jeden Alters umschwärmter, gutaussehender Vater schon längst von der herzensguten Mathilde geschieden. Scheidungsgrund war eine ungarische Tänzerin – so steht es in der Scheidungsurkunde, die sich erhalten hat. Mathilde und der gemeinsame Sohn Rolf blieben in Stuttgart.

In den Dreißigerjahren avancierte mein Vater an der Berliner Staatsoper zum ersten Kavaliersbariton des Hauses. Seine Hauptpartien umfassten alle Baritonrollen bei Mozart, Rossini und Verdi. Er war *der Figaro*, *der Barbier* und *der Rigoletto* seiner Zeit. Er sang Konzerte und Liederabende, trat an allen führenden Häusern des In- und Auslandes auf und war der umjubelte Kammersänger.

In Berlin traf er die als Berliner Schönheit bekannte und verehrte Ilse Seeger, deren Mutter eine geborene von Crailsheim war. Die Sache mit der ungarischen Tänzerin war vorbei – er verliebte sich sterblich in Ilse Seeger und heiratete sie auf der Stelle. Dieser Ehe entstammt mein zweiter Halbbruder Peter.



Willi Domgraf-Fassbaender, der Vater,
auf einem Autogrammfoto

Mein Vater genoss sein erfolgreiches Sängerleben in vollen Zügen. Er gehörte zu den Auserwählten, die 1934 unter dem Dirigenten Fritz Busch und in der Regie von Carl Ebert das Mozart-Festival in Glyndebourne mit «Figaros Hochzeit» und «Così fan tutte» eröffneten. Live-Mitschnitte dieser Gründungsproduktionen sind erhalten und zeugen von der hervorragenden Mozart-Pflege, die dort herrschte. Mein Vater, der auch in den folgenden Jahren nach Glyndebourne zurückkehrte, schwärmte später von der Zeit dort, dem gastlichen Haus des Festivalgründers John Christie, der das Festival für seine Frau, die Sopranistin Audrey Mildmay, ins Leben gerufen hatte. Sie stand regelmäßig in allen Mozart'schen Sopranpartien auf der Bühne, umgeben von der damaligen Elite der Mozart-Sänger. Der englische Hofmaler malte meinen Vater, Virginia Woolf besuchte Vorstellungen in Glyndebourne und erwähnt den agilen, schönstimmigen Figaro in ihren Tagebüchern.

Glyndebourne war einer der Höhepunkte in der internationalen

Karriere meines Vaters, ebenso wie sein Auftritt als Papageno in Salzburg, den er 1937 in der «Zauberflöte» unter Toscanini sang. Dazwischen allerdings lag der Tiefpunkt, der sein Sängerleben mit Krankheit und schwerwiegenden Operationen traf. Man diagnostizierte eine Nierentuberkulose, woraufhin er in der Berliner Charité von dem berühmten Professor Sauerbruch persönlich operiert wurde. Eine Niere musste entfernt werden, und die Genesung und Rekonvaleszenz nahmen über ein Jahr in Anspruch, das mein Vater in Italien verbrachte. Dort fand er langsam wieder in seine Form und sein Singen zurück. Dabei half ihm der italienische Tenor Giuseppe Borgatti, der – damals schon erblindet – ein renommierter Gesangspädagoge war. Von Borgatti, der hauptsächlich als Wagner-Sänger bekannt war, haben sich Aufnahmen aus den Zwanzigerjahren erhalten, die ihn als Meister seines Faches zeigen. Mein Vater holte sich bei ihm entscheidende Anregungen und neue Kraft und konnte so seinen Weg als gefragter Opern- und Konzertsänger fortsetzen.

Daran hatte seine zweite Frau, die schöne Ilse, allerdings nicht geglaubt und ihn in der Zeit seiner Krankheit mit Sack und Pack und Sohn Peter verlassen. Die Trennung war ein schwerer Schlag für meinen Vater, denn er hatte Ilse sehr geliebt. Ein neuer Ehemann war auch schon parat, mit großer Villa am Wannsee: ein Berliner Verleger, der bei den Nazigrößen gern gesehen war und in seinem «Aufwärts»-Verlag auch nationalsozialistisches Schriftgut druckte. Mein Bruder Peter, der nun in diesem Milieu und im Park am Wannsee aufwuchs, kann von Hitler-Schranzen erzählen und den Bonzen, die im Haus seines Stiefvaters ein und aus gingen.

Ilse Klieber, geschiedene Fassbaender, nahm sich 1945 aus Angst vor den Russen zusammen mit ihrer Mutter das Leben, nicht ohne meinen damals zehnjährigen Bruder, der im Garten seine Halbgeschwister beaufsichtigte, zu fragen, ob er «mitgehen» wolle «zu den Engeln». «Nein», meinte der, «wir spielen grade so schön.» Kurze Zeit später fand er die Leichen seiner Mutter und Großmutter, wählte die beiden Frauen schlafend und spielte weiter ...

In der Staatsoper war mein Vater von getreuen Hitler-Anhängern und Nationalsozialisten umgeben, allen voran sein Intendant Heinz Tietjen, ein strammer Nazi und enger Vertrauter der Bayreuther

Clique um Winifred Wagner. Mein Vater verehrte den mittelmäßigen Dirigenten und Regisseur Tietjen leider heftig. Und so ließ sich auch der berühmte erste italienische Bariton der Deutschen Staatsoper zu Berlin spät, aber doch zum Eintritt in die Nationalsozialistische Partei überreden, gedrängt von einem Fachkollegen, dessen Machenschaften mein ziemlich naiver, gutmütiger Vater nicht durchschaute. Auch glaubte er, mit dem Eintritt in die Partei jüdischen Freunden und Kollegen noch mehr helfen zu können, als er es durch Beziehungen und Ausnutzung seines Namens schon getan hatte. Nach dem Krieg gab es tatsächlich eine Anzahl jüdischer Heimkehrer, die meinen Vater bei seiner Entnazifizierung entlasteten und ihn als Helfer und mutigen Freund schilderten. In seinen Entnazifizierungspapieren steht denn auch, er sei nur «nomineller Nazi» gewesen. Meine Mutter aber war über seinen Eintritt in die Partei so erbost, dass sie sich trennen wollte.

Seine dritte Frau, die Theater- und Filmschauspielerin Sabine Peters, hatte mein Vater im Dezember 1938 geheiratet. In der «Filmwelt» Nr. 1 vom Januar 1939 gibt es ein Foto, auf dem man beide vor dem Standesamt in Berlin-Wilmersdorf sieht, meine Mutter strahlend für die Kamera, mein Vater eher verhalten lächelnd. Der Brautstrauß waren Mimosen und Maiglöckchen. Da war ich schon unterwegs; wer weiß, ob das Foto sonst entstanden wäre ...

Die Mutter

Meine Mutter war in eine grundsolide preußische Kaufmannsfamilie hineingeboren worden. Ihr Großvater väterlicherseits, Theodor Peters, Mitbegründer und langjähriger Direktor des «Vereins Deutscher Ingenieure», war mit Oskar von Miller, dem Gründer des Deutschen Museums in München, und Graf Zeppelin befreundet, dem er – so die Familienlegende – vom Bau seines nach ihm benannten Fluggeräts abgeraten habe, da dieses sich als untauglich und nicht zukunftsfruchtig erweisen würde. Der Zeppelin ging trotzdem in Bau und hielt sich einige Jahre in der Luftfahrt. Als das Unglück des Luftschiffes «Hindenburg» bei Lakehurst in den USA passierte, war mein Urgroßvater schon lange tot, aber in der Fami-



Hochzeit der Eltern 1939, Foto aus der «Filmwelt»

lie kursierte der Spruch: «Hätte der Graf doch nur auf Theodor gehört!»

Im Deutschen Museum in München hängt ein Gemälde, auf dem Kaiser Wilhelm II. im Kreise vieler bedeutend aussehender, bärtiger Männer zu sehen ist. Der Mann in der Ecke unten rechts ist mein Urgroßvater, auch er ein stattlicher, bärtiger Mensch mit imposantem Kopf. Er hatte mehrere Söhne – einer davon wurde mein Großvater, Alfred Ernst Peters, geboren 1887. 1912 heiratete dieser die Offizierstochter Friederike Clementine Charlotte Dorothea Anders, genannt Dora, meine Großmutter.

Mein Großvater Alfred soll eine schöne Tenorstimme gehabt haben. Und er spielte ziemlich begabt Geige, wobei er von einem Schüler des legendären Brahms-Freundes Joseph Joachim unterrichtet wurde. Man machte viel Kammermusik im musikalischen Hause Peters, meine Großmutter sang im Konzertchor der berühmten Berliner Singakademie, und als Kammermusikteilnehmer soll auch Albert

Einstein bei den Peters' erschienen sein. Später kamen dann die Pianisten Conrad Hansen und der ganz junge Eduard Erdmann hinzu. Wenn mein Großvater da geigend mithalten konnte, wundert es nicht, dass er nur ungern Kaufmann geworden war. Umso weniger legte er dann seiner – 1913, pünktlich ein Jahr nach der Hochzeit – erstgeborenen Tochter Steine in den Weg, als sie sich nach dem Abitur entschied, Schauspielerin zu werden.

Die schauspielerische Begabung der jungen Sabine Peters war groß, und so wurde die Achtzehnjährige von der damals berühmten Ilka Grüning unterrichtet und in die Schauspielschule der Berliner Theatergröße Agnes Straub aufgenommen, die ihr eigenes Theater leitete. Dort spielte meine Mutter bald kleine und größere Rollen, wurde vom Film entdeckt und filmte fleißig bei der UFA. Sie war der Prototyp des sauberen, aschblonden Mädels mit Witz und Charme – eine intelligente Schauspielerin, deren Filme teilweise mit großem Publikumserfolg liefen. In der Filmbranche war sie ein beliebtes Sternchen, das neben Stars wie Ingrid Bergman und Gustaf Gründgens vor der Kamera stand. Bis zu meiner Geburt hatte sie 33 Filme gedreht und war in unzähligen Stücken auf Berliner Bühnen zu sehen. Gastspiele führten sie auch an die Münchner Kammerspiele.

Der Großvater meiner Mutter mütterlicherseits, mein Urgroßvater Johannes Nathanael Friedrich Anders, war in Angerburg in Ostpreußen geboren und Offizier im Range eines Hauptmanns beim Kaiser geworden. Wenn er an die kaiserliche Tafel befohlen war, kam er hungrig nach Hause, denn wenn der Kaiser seine Mahlzeit beendet hatte, durften auch die Offiziere nicht weiteressen. Da dem Kaiser – seines verkürzten linken Armes wegen – alles vorgeschnitten wurde, war er mit dem Essen in kurzer Zeit fertig, während die Offiziere noch vor ihren halbvollen Tellern saßen, die man nun abservierte ... Von diesen frustrierenden Kaiseressen und dem hungrigen Urgroßvater wurde in der Familie oft erzählt. Auch dass er – in seiner Hauptmannsuniform – den Pferdemit von der Straße sammelte und in einer Schubkarre in seinen Garten fuhr.

Der ganze Anders'sche Familienzweig stammte aus Ostpreußen. Da gab es den Ururgroßvater Johann Friedrich und seine Frau Bertha, geborene Harder; Johann Friedrich war Superintendent in Ortelsburg, ein lebensgroßes Bild von ihm soll in der dortigen Kirche ge-



Sabine Peters, die Mutter,
auf einem Autogrammfoto

hängen haben. Ein anderer Vorfahre wurde der «König von Rodjani» genannt, weil ihm riesige Wälder gehörten und er der reichste Holzhändler der Gegend war. Und einer war ein Handschuhmacher, der nach Paris ging und dort das Färben von Leder erlernte, das in Deutschland noch unbekannt war. Als er zurückkam, wurde er in Berlin ein steinreicher Mann, dem ein Haus in der Kantstraße gehörte. Sechsspännig soll er gefahren sein, erzählt die Familienlegende! Auch Königsberg spielte als Familienstadt eine Rolle. Dabei kenne ich das Land meiner Anders'schen Vorfäter nur aus den Erzählungen meiner Großmutter und meiner Großtante.

Meine Mutter hatte, so denke ich, viel «Preußisches» an sich. Pünktlichkeit, Fleiß und Disziplin waren ausgeprägte Eigenschaften der hübschen jungen Frau, die vollkommen den in den Dreißigerjahren bevorzugten Typ verkörperte. Eine Stupsnase und große, braune Augen verliehen ihr einen mädchenhaften Ausdruck, sie kam an im Film und auf der Bühne. Dazu hatte sie einen süßen Sopran, war sehr musikalisch und hätte auch eine gute Soubrette werden

können; sie liebte das Chanson und die Operette. Auch zeichnerisch war sie nicht unbegabt und malte viel und gut. Sie war ganz die Tochter ihres Vaters, hatte seine künstlerischen Neigungen geerbt und durfte sie uneingeschränkt in die Tat umsetzen. Meine Mutter war eine gute Schauspielerin. Der legendäre Alfred Kerr, Kritikerpapst im Deutschland der Zwischenkriegszeit, schrieb über ihr Talent: «(...) eine Begabung, die es verdient, mit goldenen Trompeten bekannt gemacht zu werden (...)». Zu Recht war meine Mutter stolz auf diese Kritik.

Der Lebensgefährte von Agnes Straub war der jüdische Schauspieler und Regisseur Leo Reuss, dessen Schicksal in Theaterkreisen bekannt ist. Der österreichische Dramatiker Felix Mitterer hat ein Stück, «In der Löwengrube», über ihn geschrieben, das die verwegene Eulenspiegelerei des Schauspielers in der Nazizeit zum Inhalt hat. Leo Reuss verliebte sich in die junge E Levin aus der Schauspielschule und arbeitete mit ihr zusammen auf der Straub-Bühne, als Regisseur oder Partner im Stück. Der wesentlich ältere, gutaussiehende Kollege war die erste große Liebe meiner Mutter.

Als Leo Reuss sich – in der Hoffnung, der Emigration entgehen zu können – in die Tiroler Berge zurückzog, sein Aussehen total veränderte und bärtig, blondgefärbt, mit Tiroler Dialekt als vermeintliche schauspielerische Naturbegabung wieder auftauchte, war meine Mutter die Erste, die er in Berlin aufsuchte. Sie erkannte ihn nicht. «Wenn du mich nicht erkennst, geht die Sache gut», soll er gesagt haben. Doch die Sache ging nicht gut. Zwar sprach er erfolgreich am Wiener Theater in der Josefstadt vor und wurde engagiert, aber nach einer gefeierten Premiere gab er seine Identität preis. Von nun an erhielt er keine Rollen mehr. Reuss floh 1937 aus Wien und ging nach Amerika. Meiner Mutter hatte er versprochen, sie nachzuholen, was er jedoch nie tat. In Amerika heiratete er die Tochter eines Filmbosses und machte eine kleine Karriere als Nebendarsteller in großen Filmen.

Meine Mutter blieb zurück, mit gebrochenem Herzen, das aber nach einigen Trostaffären mit Filmkollegen – Karl Schönböck, Albert Lieven und Johannes Heesters sollen es gewesen sein – von meinem Vater geheilt wurde. Mit Schönböck und Lieven verband meine Eltern eine jahrelange Freundschaft; «Onkel Albert» und seine Frau,

eine Filmschauspielerin namens Petra Peters, habe ich als Kind noch kennengelernt, und auch den schönen Karl mit dem gepflegten Schnurrbart sehe ich vor mir, wie er wohlwollend lächelte und sich aus seiner Höhe zu mir beugte. Die Sache mit Albert Lieven war wohl ernster, doch mein Vater kam dazwischen und siegte. Erich Kästner, der ein Verehrer junger Schauspielerinnen war und meine Mutter ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, schrieb ihr damals einen Vierzeiler:

Sei traurig, wenn du traurig bist,
und steh' nicht stets vor deiner Seele Posten.
Den Kopf, der dir ans Herz gewachsen ist,
wird's schon nicht kosten.

Er muss sie ganz gut gekannt haben.

Der erste Platz in der Erinnerung meiner Mutter war jedoch Leo Reuss vorbehalten. Einen Ring von ihm fand ich nach ihrem Tod in ihren Sachen. Meine Mutter besaß kaum Schmuck, aber diesen Ring hat sie über alle Kriegs- und Nachkriegswirren hinweg gehütet. Zwei große, silberne Kerzenleuchter, die Reuss ihr vor seinem Weggang übergeben hatte, waren für sie ein Heiligtum: «Die hat Leo mir geschenkt.» Sehr spät erst sprach sie über diese für sie so bedeutende Liebe ihres Lebens. Da war mein Vater schon gestorben, und sie erzählte zum ersten Mal von ihrem Leben vor ihm.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de